

Ein Held der Straße

Von Grete Eibius

Jaroslav Blath war eben aus einer Parlaments-Sitzung nach Hause gekommen. So, als ob er es sehr eilig habe, warf er dem wartend beiseitestehenden Diener Hut und Mantel zu, stürzte aber dann nicht, wie dieser es vermutet hatte, in sein Arbeitszimmer, sondern trat mit großen Schritten vor den Spiegel. Nicht achtete der Abgeordnete Jaroslav Blath auf den anderen, der zögernd und staunend seinem Tun zusah. Nur in den Spiegel blickte der Vertreter des extremsten rechts-oppositionellen Flügels im Parlament. Aufmerksam studierte er in dem funkelnd geschliffenen Glas die Züge eines Mannes Anfang der Fünfziger. Es war ein Gesicht, mehr verschlagen als klug. Die Stirn verriet gute, aber stecken gebliebene Ansätze. Das Haar darüber wölbte sich dicht und stark angegraut. Wirt war es wie das Denken des Kopfes, den es bedeckte. Aus schlauen Augen von unbestimmter Farbe sprach der Wille, mächtig zu sein, Erfolg zu haben — um jeden Preis. Eine leichte Fülligkeit der mittelgroßen Gestalt verriet Neigung zu gutem Essen und Trinken. Die überaus sorgfältige Kleidung Wohlgefallen an äußerer Gepflegtheit. Ja, er fand sich nicht übel, der Abgeordnete Jaroslav Blath, als er so vor dem Spiegel stand, ein Mann in besten Jahren und durchaus erfüllt von der Möglichkeit, zu siegen irgend-

wann. Mit kräftiger Bewegung, wie er sie liebte, besonders wenn es galt, einen Gegner in der Debatte zu blaffen und gleichsam festzunageln, wandte sich der Abgeordnete zu seinem Diener. „Die heutige Sitzung des Parlaments ist im Rundfunk übertragen worden. „Hast du?“ — Blath bevorzugte dem Personal gegenüber feudalistisch-patriarchalische Gepflogenheiten — „meine Rede mit angehört?“ — „Natürlich, Herr Abgeordneter.“ Der Diener Bohumir stand stramm, soldatisch Blath liebte das. Er gab sich einen leutlichen Auf. „Wie fandest du sie?“ — „Ausgezeichnet, Herr Abgeordneter. Es war die beste Rede, die überhaupt in der heutigen Sitzung gehalten worden ist. Aber es spricht überhaupt niemand besser als der Herr Abgeordnete. Und — geschickter.“ Sofort überflog eine Wolke des Mißtrauens das Gesicht Blaths. „Geschickter — wie meinst du das?“ — Bohumir errödete. „Nun so. Es wirkt. Der Herr Abgeordnete versteht es, einen zu überzeugen. Er sagt alles in einer Art, daß man denkt, nur auf diese Weise kann dem Volk geholfen werden.“ Blath lächelte geschmeichelt. „Ja, du verstehst mich. Aber paß auf, wenn du heute abend die Zeitungen liest, so wirst du sehen, daß mich meine Gegner einen Demagogen nennen. Doch es wird sich schon eine praktische Gelegenheit bieten, bei der ich es zu wirklicher Popularität bringen kann. Ich warte nur darauf.“ Bohumir verneigte sich. „Diese Gelegenheit wird schon kommen. Es sind schwere Zeiten.“

Blath hörte nicht mehr recht hin. Sein unruhiger Kopf beschäftigte sich bereits mit

anderen Dingen. „Wann wird geessen, Bohumir?“ — „In einer knappen Stunde, Herr Abgeordneter.“ — „Sind Gäste geladen?“ — „Nur der Herr Chefredakteur Rahn vom „Abend-Express“. Blath runzelte die Stirn. Nicht, ging in sein Arbeitszimmer. Auf und ab zwischen den kostbaren, holzgetäfelten Wänden und der reichen, ausladenden Garnitur der Klubfessel. Dachte: „Tüchtiger Bursche, dieser Rahn. Intelligent, fähig, brauchbar. Mann außerdem schreiben Aber Mutter Jüdin. Geht nicht mehr. Ausgeschlossen. Ruh weg. Doch wie?“ Jetzt lachte der geriffene Fuchs. Niemand beobachtete ihn. Er warf sich in den nächststehenden Sessel, dessen weiches Leder ihn aufnahm wie eine sanfte Wiege. Es würde ihm nicht schwer fallen, den Dr. Rahn fortzuschicken. Er hatte es darin, Menschen heranzuholen und sich ihrer zu entledigen, wenn er sie nicht mehr brauchte, zu grandioser Virtuosität gebracht. Wer war denn da noch, der ihn lompromittieren konnte, gerade jetzt, in diesem Augenblick, wo er vor einer Einigung mit der gemäßigten Rechtsopposition stand, die er zur Sanierung seiner arg zerrütteten Finanzen brauchte? Blath überlegte. Er hatte ein glänzendes Gedächtnis. Jeder einzelnen seines Redaktionsstabes kannte er, wußte von ihm, was er tat und trieb. Nein, der „Abend-Express“ war, wenn es den Dr. Rahn nicht mehr gab, frei von rascherdächtigen Elementen. Das „Morgenblatt“ auch. Aber halt — in der „Mittags-Stunde“ — da sah doch der Stasch. War zwar blond und blauäugig, soff dafür aber, kostete und hatte Schulden. Komme allerdings auch schreiben. In jenem Boulevard-Jargon, den er für seine Presse, gegründet aus Haß gegen den großen Feind, brauchte. Aber es würden sich andere finden, die ebenso wunderbar schwindeln und ans Dreck eine Sensation machen konnten wie der Stasch. Raus mit ihm. Gründe gab es genug. Das Todesurteil über Stasch war gesprochen. Der ahnte es in diesem Augenblick noch nicht, sondern schrieb gerade zum dreißigsten Male über den Fall der vor einem Jahr ermordeten Prostituierten Libal. Es hatte sich da wieder eine neue Spur ergeben. Vielleicht war es jetzt die richtige. Und er nannte sein Produkt für den lokalen Teil der „Mittagsstunde“. „War es der Blonde Mann mit den blutbespritzten Unterhosen?“

Der Abgeordnete Jaroslav Blath zündete sich eine Zigarre an. Blau begannen Rauchringe an der arten goldbraunen Holzstäfelung emporzusteigen. Von draußen schwebte die Dämmerung herein. Schwarze Zweige winterentlaubter Bäume standen melancholisch vor den Fenstern. Die Atmosphäre stimmte Blath nachdenklich. So würde es also auch einmal ihm ergehen: Dunkeln und Sterben. Aber vorher mußte er unbedingt noch das in seinem Leben haben, das allein es ihm lebenswert machte: Erfolg. Er erinnerte sich seiner Anfänge. Journalist, Politiker tief aus dem Blut

heraus, leidenschaftlicher Kämpfer für die nationale Selbständigkeit seines Volkes. Schon hatte es Zeiten gegeben, in denen er Macht und Ruhm genossen. Sein Volk wurde selbständig, ihn machte es zum Minister. Aber dann begannen die Konflikte. Sein Volk und damit jene, die es vertraten, liebten Demokratie und die Freiheit im Geiste. Er, Blath, wollte um jeden Preis den Chauvinismus und Unschuldssanktion in strengster Form. Es gab heiße Kämpfe damals. In der Partei, im Parlament, in der Presse. Und er, Blath, wurde besiegt. Die Partei schloß ihn aus, die Presse feindete ihn an, im Parlament wurde er eine belanglose Figur, die keiner ernst nahm. Hingukam, daß man ihm allerlei dunkle Dinge nachzusagen begann. Korruptions-Affären, Finanzskandale, sogar an seinem Verstand begann man zu zweifeln. Blath rauchte häftig. An seinem scharfen, schlauen Verstand. Nur der „große Feind“ war schuld daran. Der große Feind — wie Blath ihn stets bei sich nannte, Er sah in Gedanken das Bild des Karel Svoboda. Die feinen skeptischen Züge in diesem Gesicht eines europäischen Gentleman. Den bösen Phrasen so fern, ein Mann, wach und klug, und immer nur das Beste wollend. International bekannt, mit ruhiger Sicherheit die Dinge anpackend und Blath überlegen — weit, weit überlegen — an diplomatischem Instinkt und Geschick. Jaroslav Blath wußte vom Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn, daß dieser Politiker des Taktens und des guten Geschmacks ihn, den Chauvinisten, den Haß und nicht die Versöhnung Predigenden, den in Phrasen sich erschöpfenden, verachtete und bekämpfte. Und er, Blath, war — voll wütender Bitterkeit mußte er es sich eingestehen — in diesem Kampf unterlegen. Doch gab es nicht ein Sprichwort, das da sagt: „Wer zuletzt lacht ist?“ Blath sprang auf, ging wieder erregt im Zimmer hin und her. Seine Stunde würde noch kommen. Vielleicht war sie schon da. Wütete nicht Not und Elend im Volk? Fraß die Arbeitslosigkeit nicht wie ein Geier an den Herzen der Menschen? Was nützte es da, wenn ein europäischer Gentleman taktvoll die Geschicke lenken wollte? Um Brot ging es, um Arbeit. Hand aufs Herz, Jaroslav Blath, sagte sich der Mann, der mit immer größeren Schritten das Zimmer durchmaß, wirst du es den Massen geben können? Schon sah er in die Dunkelheit. Wollte er es denn im Grunde? Niemand sah ihn, niemand hörte ihn. Nur von da draußen her Klang ein Geräusch. Man deckte wohl schon den Tisch zum Abendessen. Es ist dir, Jaroslav Blath, so sagte die innere Stimme, völlig gleich, ob Tausende hungern, frieren und arbeitslos sind. Alles in allem: du willst nur Macht. Du willst ein Held werden, und sei es auch nur ein Held der Straße. Du träumst den Traum von der Diktatur. Die Beispiele blühen ja rings um dich herum. Was bist du heute? Im Grunde genommen — ein Dreck. Deine Presse, die von billigen Sensationen, die noch dazu künstlich

Spaßen

gemacht werden, lebt, nimmt niemand ernst. Deine Partei der „Nationalen Einigung“ hat es gerade auf zwei Mandate im Parlament gebracht. Leute, die von dir bezahlt werden, leihen dir die Stiefel. Sonst stiehst du im Ruf eines anrüchigen Subjekts. Man hat dich zwar in der Affäre mit den Kohlenlieferungen freigesprochen, aber nur — aus Mangel an Beweisen. Der Ursprung deines Reichtums, mit dem es übrigens jetzt sehr wacklig steht, erweckt Mißtrauen überall. Ein Klaffer bist du, ein Wellhund. Man wartet nur darauf, dir den letzten Tritt zu geben. Wie ein schlechter Schauspieler knirscht Jaroslav Blath mit den Bühnen. „Versucht, es muß etwas geschehen. Und zwar schnell. Irendetwas, das die Volkstimmung wieder für mich gewinnt. Damit sie mich nicht mehr verachten, damit sie nicht mehr heimlich über mich lachen. Ueber diesen Mächtegegn-Diktator.“

Vohumir klopft. Er bringt die zweite Ausgabe des „Abend-Express“. Sie kündigt in fetten Lettern die Parlamentsrede „unseres Jaroslav Blaths“ an. Ja, der Kahn hat das raus. Wirklich schade, aber die jüdische Mutter. Blath knipst nicht an — golden flammen zahllose elektrische Kerzen auf — und liest noch einmal, was er heute gesagt hat. Ein listiges Lächeln geht beim Lesen über sein Gesicht. Geschickt, mein Junge, geschickt. Nach Brot und Arbeit schreit er förmlich unter herzbevegenden Worten. Auch das Wort „Volksgenossen“, übernommen aus dem Sprachschatz eines Diktators, für dessen Volk er sonst im allgemeinen keine Sympathien zu haben pflegt, kommt in dem Erguß vor. Ja, wenn man das jetzt so überfliegt, so hat er eine prachtvolle Rede gehalten. Danach kann niemand anders die Situation reiten als Jaroslav Blath und seine „Nationale Vereinigung“. Doch wird man es ihm glauben? Der Abgeordnete liest weiter. Er ist ein gestrenger Kritiker seines Zeitungs-Lonzerens, von dem er behauptet, ihn mit dem Geld des reichen Bruders gegründet zu haben. Andere wiederum sagen, er sei das sichtbare Resultat der Kohlenstiehlungen . . .

„Was gibt's denn da noch? Stajns tobt sich wieder aus. „Was es der blonde Mann mit den blutbespritzten Unterhosen?“ Allmählich wird es wirklich langweilig. Da, eine kleine Notiz. Nur ein paar Zeilen: „Heute sollte der Schuhmacher Gorkh aus seiner Einzimmerwohnung exmittiert werden, weil er mit der Miete drei Monate im Rückstand war. Gorkh verweigerte den Beamten der Exekutive Eintritt in die Wohnung und drohte, bei gewaltfamer Öffnung sich sofort das Leben zu nehmen. Die Polizei hat daher vorläufig von der Exmittierung Abstand genommen. Sie vermutet, daß Gorkh, der nur noch wenige Lebensmittel besitzt, doch bald gutwillig nachgeben wird.“

Blath weiß nicht recht warum. Aber er liest diese Notiz immer wieder. Sieh an, der Schuster Gorkh. Er will nicht aus seiner Wohnung heraus. Er hat kein Geld für die Miete, dieser arme Teufel, aber er klammert sich an das Letzte. Das Dach überm Kopf, das auch ohne Kohlen zum Heizen immer noch wärmer ist als der Sternenhimmel im Dezember. Der Gorkh! — Und plötzlich blitzt es in den Augen des Führers der „Nationalen Vereinigung“ auf. Hier ist ein Wink zur rechten Zeit. Hier ist der Weg, die verloren gegangene Popularität wieder zu gewinnen. Natwohl, jetzt weiß er ihn. Das wird helfen. Das wird Stimmung machen. Stunk. Aufregung. Karel Svoboda soll

Joh. Meyer, von der Firma Meyer Söhne, begegnete eines Wintertages in der Stadt zwei Spaßen. Herr Meyer war noch nie in seinem Leben Spaßen begegnet — ich meine: so, daß er sie recht betrachtet hätte, wie er Stahldraht, Kofferschlöffer und andere Exportartikel betrachtete.

„Na — ihr . . .“ sagte Herr Meyer, als er die Spaßen vor sich sah. „Na, ihr kleinen Vögel . . . Euch friert gewiß?“

„Aee, gar nicht!“ riefen die Spaßen.

„Ja, ja, das glaube ich,“ sagte Herr Meyer. Er hatte die Spaßen nämlich falsch verstanden.

„Dabt ihr auch immer tüchtig zu fressen, was?“

„Aee, gar nicht!“ schrien die Spaßen.

„Das ist die Hauptsache. Freut mich,“ sagte Herr Meyer. Er hatte die Spaßen nämlich wieder falsch verstanden. Englisch und Französisch — o ja, das konnte er gut verstehen. Russisch zur Not, aber die Spaßen verstand er nicht.

„Ihr seht auch recht gesund und wohlgenährt aus,“ sagte er.

„Aee, gar nicht!“

das Lachen vergehen. Fürchten soll er ihn noch, ihn, den Jaroslav Blath.

Vohumir meldet, das Nachtmahl sei angeordnet. Auch Dr. Kahn ist soeben gekommen. Er unterhalte sich einweilen mit der gnädigen Frau. Blath ist wieder blendender Laune. „Kommt, Vohumir, schnell umkleiden.“ Er wählt einen kleinen Abendanzug, wäscht sich sorgfältig die nach Volksstümmlichkeit dürrtenden Hände in Eau de Cologne getränktem Wasser. Mit raschen und etwas übertrieben jugendlichen Schritten geht Blath dann in den großen Speisesaal, dessen Einrichtung wie alles in seiner Umgebung auf Pomp und Großartigkeit abgestellt ist. Er begrüßt seine Frau flüchtig und seinen Dr. Kahn sehr freundlich (denn ihm ist eingefallen, daß er den Mann mit der jüdischen Mutter zu der Aktion, die er vorhat, noch braucht). Man speist gut, reichlich, und es erweist sich, daß dieser Abgeordnete, der so klagend die Stimme zu erheben vermag, mit dem Ruf nach Brot für die Hungernden, solch Gebäud auf seiner Tafel durchaus nicht bevorzugt. Sondern vielmehr Fleisch, Fisch und Wild, gute Weine, scharfen Cognac, schweren neger-schwarzen Mokka. Nach dem Essen bittet Blath seine Frau um Entschuldigung, aber er habe Dringendes mit Dr. Kahn zu besprechen. Die Frauen haben in Blaths Leben nie eine große Rolle gespielt. Er nimmt sie nicht sehr ernst, ebenfalls nach dem Vorbild benachbarter Diktaturen. Doch wie diese weiß er, daß man politische Unschuldigkeit, Indifferenz und Vernebelung durch Religiosität ausgezeichnet für faschistische Zwecke verwenden kann. Darum spricht der Abgeordnete Blath auch begeistert über die „Funktionen“ der Frau als Mutter und Erzieherin, als „Herrscherin im Haushalt“ und findet vollstes Verständnis bei den politisch Unaufgeklärten aller Klassen.

Nun findet sie wieder in dem pompösen Arbeitszimmer des Abgeordneten. Aus der warmen Tiefe seines Klubessels mustert Dr. Kahn die Bibliothek mit den goldstrogenden Leder-einbänden, die schweren gedrechselten Möbel, die Kostbarkeit der echten Teppiche. „Wird schon was dran sein an den Kohlenstiehlungen,“ denkt er und gündet sich mit leichter Grinasse die Habanna an, die ihm Blath in zifellertent Kästchen angeboten hat. „Gott, was für einden

„Appetit ist eine gute Sache,“ sagte Herr Meyer, sog sein Frühstücksbrot heraus und sah es traurig an. „Ich habe ihn leider nicht — keinen Appetit . . .“ Er steckte das Frühstücksbrot wieder weg und wollte weitergeben.

Die Spaßen aber versperrten ihm den Weg, flogen immer voraus und schrien ganz fürchterlich. Das machte Herrn Meyer Spaß. „Drollig . . .“, sagte er. „Drollig — so kleine Vögel . . . Was habt Ihr denn? Freut euch des Lebens, was?“

„Aee, gar nicht!“ schrien die Spaßen und stießen immer auf Herrn Meyers Tasche los, in der das Frühstück steckte.

„Was wollt ihr denn? Was habt ihr denn, ihr kleinen Kröten?“

„Hunger, Hunger!“ schrien da die Spaßen. „Hunger, Hunger!“

„Ach sooo!? — Hunger habt ihr? — Appetit? — — — Mögt ihr denn dies vielleicht?“ Er holte sein Frühstück aus der Tasche.

„Der damit!“ schrien die Spaßen. „Der damit, du Schafskopf!“

Da warf Herr Meyer es ihnen hin.

Wilhelm Klog.

Tabak,“ denkt der Dr. Kahn und raucht genierisch die ersten Züge. Breit ist er, mittelgroß, dicklich und trägt in seinen etwas fetten Zügen den Ausdruck des unklaren Neurasthenikers. Er ist ein Mann mit Wissen und Temperament. Und dies alles irreführt aus innerer Verschobenheit. Er beschimpft die „Marxisten“ und behauptet, daß sie alle dicke Bäuche haben. Dabei hat er selber einen. Die Minderheiten im Staat will er unterdrücken, aber dennoch ist er für „Volksgemeinschaft“. Unklar möchte er soziale Gedanken verwirklichen, aber dabei darf das Wort „Sozialismus“ nicht fallen. Der Dr. Kahn macht sich das Leben nicht leicht. Er denkt viel nach. Aber sein cholertisches Temperament hindert ihn, zu einer vernunftgemäßen Erkenntnis zu kommen.

Blath legte die Zigarre vorsichtig in eine Aschenschale. „Kahn, in ein paar Monaten sind Wahlen.“ Kahn nickt. „Wir brauchen einen Schlag. Zwei Mandate dürfen nicht noch einmal das magere Ergebnis sein.“ Kahn nickt wieder. „Daß wir mit der gemäßigten nationalen Opposition zusammengehen, ist schon ganz gut“ — Kahn zuckt schmerzlich getroffen zusammen, denn die „gemäßigte Opposition“ bekämpft die Juden im allgemeinen und ihn wegen seiner jüdischen Mutter im besonderen — „aber das genügt nicht. Wir müssen populär werden. Es heißt, jeden zu erfassen. Auch den politisch Indifferenten. Leute, die noch nie gewählt haben. Meine Trafikantin zum Beispiel. Sie will nichts von Politik wissen. Es muß etwas geschehen, was meine Trafikantin begeistert. Daß sie sagt: der Blath ist ein Mann! Der gefällt mir. Den wähle ich. Und wenn es auch das erstemal ist, daß ich wähle.“

„Also Strahlen-Demagogie?“ fragt Kahn und schüttelt abweisend seinen dicken Kopf mit den zerrauten, wild emporstehenden, schwarzen Haaren, die ihm das Aussehen eines ver-setzten Tenors geben. „Nah“, Blath streift mit kühler Geste die Asche von der Zigarre, „überlassen wir diese Worte unseren Segnern. Sagen wir: handfeste, volkstümliche Politik. Uebrigens, ich weiß schon, wie wir's machen. Den Schlagler hab' ich schon.“ „So?“ Kahn spigt die Ohren. Blath lacht, eigentlich ist es ein Grinsen, und reicht seinem Chefredakteur ein „Abend-Express“. — „Lesen Sie hier, diese

Notiz. Die Sache mit dem Schuster Horth.“
Kahn lieft. Er begreift nicht. „Mensch, und Sie
wollen wenigstens zur Hälfte einen jüdischen
Kopf haben? Na, hör'n Sie mal. Also -- Sie,
Kahn, Sie persönlich, werden morgen mittag
am hellerlichten Tag im Auftrag des Ab-
geordneten Jaroslav Blath und seiner „Natio-
nalen Vereinigung“ dem Schuster Horth 2000,
na, sagen wir 1000, genügt auch, Kronen
bringen. Damit werden wir einen Bomben-
Erfolg haben. Das wird unser Wahl-
schlager sein: praktische Hilfen! Unter
uns, die Idee ist nicht ganz neu. Der Pro-
pagandaminister Dr. Götlich in unserem Nach-
barland hat früher, als er noch in der Opposi-
tion war, mal genau dasselbe gemacht. Mir
ist's nur im richtigen Augenblick eingefallen.
Es erregte damals Aufsehen. Die Leute glaub-
ten wirklich, das wäre „Sozialismus der Tat“
und liefen ihm in hellen Haufen zu. Wie's
in unserem Nachbarlande geworden ist, wissen
Sie ja, mein lieber Kahn. Wir können das-
selbe. Auf die Weise machen wir die Marxisten
glatt tot. Wer wagt drüber noch gegen Kapi-
talismus und Privateigentum aufzumucken?
Die Schnauze haben sie zu halten. Jawohl!
Und das wollen wir auch. Dafür laß' ich 2000,
nein, 1000 Kronen gern mal springen. Kahn,
was sagen Sie nun? Wollen Sie einen Hen-
nessy?“ Der Dr. Kahn sagt erst mal nichts.
Und dann fängt er an, gewaltig zu rauchen.
Schließlich kam es sehr mühsam und gequält
von seinen Lippen: „Geschicht ist das schon
alles, was Sie da vorbringen. Aber, weiß der
Teufel, es gefällt mir nicht“. Erregt sprang
Kahn auf, ging dick und schwer wie er war,
schnell im Zimmer umher. Er wirkte sehr
komisch. „Nein, es gefällt mir nicht. Es ist,
verzeihen Sie mir, es ist in diesem Plan eine
grenzenlose Gemeinheit.“ Ich stehe auf dem
Boden des Kapitalismus und des Privateigen-
tums. Ich bin für „Freie Bahn dem Tüch-
tigen“ und vertrete den Standpunkt, daß der
Unfähige zugrunde gehen soll. Aber für ein-
bin ich, Herr Blath. Nämlich, daß man das,
was man will, auch ehrlich sagen soll. Und
nicht mit solchen Mitteln, wie Sie sie jetzt vor-
schlagen, ans Ziel zu kommen sucht. Nein, Herr
Blath, ich bring' dem Schuster Horth nicht die
1000 Kronen. Ich nicht.“

Der Abgeordnete Jaroslav Blath sah starr.
Da hört sich doch alles auf. Dieser Kahn ris-
kierte ja einen Ton. Mißschick durchschob es
ihn, daß eine so günstige Gelegenheit, den
Mann mit der jüdischen Mutter loszuwerden,
nicht wiederkommen würde. Seine Miene wurde
eisig. „Lieber Kahn, selbstverständlich sollen Sie
meinetwegen nicht in Gewissenskonflikte kom-
men. Aber Sie müssen mir schon erlauben, Poli-
tikal zu machen, wie sie mir beliebt. Sie ver-
stehen hoffentlich. Das Beste ist wohl, Sie gehen
vorläufig auf Urlaub. Sie scheinen recht ner-
vös zu sein. In dieser aufregenden Periode vor
der Wahl brauche ich einen klaren Kopf auf
Ihrem Posten“. Kahn machte den Versuch
einer formellen Verbeugung, was ihm, bei seiner
höflichen Art sich zu geben, nur schwer
gelang. Er schritt zur Tür. „Augenblick, Dr.
Kahn“, rief Blath ihm nach. Kahn blieb stehen.
„Dem Stefan sagen Sie, bitte, wenn Sie mor-
gen noch mal in die Redaktion gehen sollten,
daß er fristlos entlassen ist. Der Junge hat
neulich im Suff einen ehemaligen Minister der
Regierungsparteien angepumpt. Ein Skandal.
Bei den Gehältern und Honoraren, die ich
zahle!“ Kahn nickte. Jetzt ist er die beiden
Juden los, die ihm das Zusammengehen mit der
gemäßigten Nationalen Opposition erschwert
haben, dachte er im Hinausstreifen. Dann
suchte er die Achseln. Er machte sich nicht viel

aus seiner Entlassung. Vor drei Tagen hatte
ihm ein Regierungsblatt, den Marxisten nicht
viel freundlicher gesinnt als Blath, den Posten
des Chefredakteurs angeboten. Jetzt nahm er
ihn an. Und den Stefan mit. Der Alte sollte
spielen.

Es gab gewiß eine Sensation, als die Def-
senlichkeit am nächsten Tag erfuhr, der lang-
jährige Chefredakteur Blaths, Dr. Kahn, sei von
seinem Posten zurückgetreten und in das rechte
Lager der Regierung übergegangen. Doch die
Sache mit dem Schuster Horth, den der Füh-
rer der „Nationalen Vereinigung“ durch sein
— wie es in der „Mittagsstunde“ hieß, „tat-
kräftiges Eingreifen“ vor der Ermittlung ge-
rettet habe, erregte noch weit größeres Auf-
sehen. Die Leute der Linken, die erfahrenen
und geschulten Köpfe, lachelten, als sie dies er-

fuhren. Sie drückten sich ähnlich aus wie der
Dr. Kahn und nannten es „Gassen-Demago-
gie“. Sie erinnerten auch daran, daß der Pro-
pagandaminister Dr. Götlich im Nachbarreich
das Schulbeispiel zum Fall des Schusters
Horth geliefert habe. Alle, die ihn durch-
schauten, das Billige, Armselige und Blittrige
seines Tuns, machten sich über den Abgeordne-
ten und Führer der „Nationalen Vereinigung“
lustig. Doch einen Triumph erlebte Jaroslav
Blath. Seine Trafiikantin, bei der er vormit-
tags im Vorübergehen Zeitungen und Zünd-
hölzer zu kaufen pflegte, sagte ihm mit blitzen-
den Augen: „Sie sind ein großer Mann, Herr
Blath, vielleicht werde ich jetzt auch einmal
wählen. Und zwar Sie.“ Stolz schritt der
Führer, nachdem er diese Worte vernommen
hatte, dahin. Jeder soll „ein Held der Straße“.

Dreigroschen-Roman

Von Bertolt Brecht

Im Verlag Alert de Lange,
Amsterdam, ist unter obigem Titel ein fast
500 Seiten starkes Buch des Autors der
seinerzeit mit sensationellem Erfolg auf
vielen Bühnen aufgeführten „Dreigroschen-
oper“ erschienen. Trotz mancher Längen, die
der Roman enthält, dessen Handlung in die
Zeit des Burenkrieges verlegt, aber in jeder
Zeile zeitgemäß ist und dessen Gestalten an
die heute im Dritten Reich agierenden Gang-
ster erinnern, liest man das Buch mit bren-
nendstem Interesse bis zur letzten Zeile. Es
ist eine Zeitsatire, wie sie mit gleicher
Schärfe noch nicht geschrieben wurde. Die
Personen der Oper tauchen auch hier wieder
auf, allerdings betreiben sie ihre Korrupt-
heit unter der Maske von nach außen hin
sehr ehrenwerten Bürgern. Hier einige
Stellen aus dem ausgezeichneten Buch!

Korruption in der Politik.

„Jedermann weiß,“ jagte Peachum oft, „daß
die Verbrechen der Besitzenden durch nichts so
geschützt sind, wie durch ihre Unwahrschein-
lichkeit. Die Politiker können überhaupt nur des-
halb Geld nehmen, weil man sich ihre Korrupt-
heit ungemein feiner und geistiger vorstellt, als
sie es ist. Würde sie einer genau so schildern,
wie sie ist, nämlich ganz plump, dann würde
jedermann ausrufen: was für ein plumper
Patron! und damit den Schilderer meinen.
Dabei wirkt nur das Plumpe, eben schon des-
wegen, weil es unwahrscheinlich ist! Herr
Gladstone könnte in aller Seelenruhe West-
minster anzünden und behaupten, die Konser-
vativen haben es gemacht. Niemand würde das
natürlich von diesen glauben, denn sie haben
nach Ansicht der Welt viel feinere Mittel, um
zu bekommen, was sie wollen, aber niemand
würde die Schuld auch jemals auf Herrn Glad-
stone schieben. Ein Minister läuft doch nicht mit
Benzolmännern herum! . . .“

Einbrecher sein — ein veralteter Beruf.

„Grooch,“ sagte Macheath, „Sie sind ein
alter Einbrecher. Ihr Beruf ist eindreuen. Ich
denke nicht daran, so sagen, daß er seinem in-
neren Wesen nach veraltet wäre. Das wäre zu
weit gegangen. Nur der Form nach, Grooch,
ist er zurückgeblieben. Sie sind ein kleiner
Handwerker, damit ist alles gesagt. Das ist ein
untergehender Stand, das werden Sie mir
nicht bestreiten. Was ist ein Dieblich gegen eine
Aktie? Was ist ein Einbruch in eine Bank
gegen die Gründung einer Bank? Was, mein

lieber Grooch, ist die Ermordung eines Mannes
gegen die Anstellung eines Mannes? Sehen
Sie, noch vor ein paar Jahren haben wir eine
ganze Strafe gestohlen, sie bestand aus Holz-
würfeln, wir haben sie ausgestochen, auf-
geladen und weggeführt. Wir meinten wunder,
was wir geleistet hatten. In Wirklichkeit hat-
ten wir uns unnötige Arbeit gemacht und uns
in Gefahr begeben. Kurz darauf hörte ich, daß
man sich nur als Stadtrat etwas um die Auf-
tragsverteilung kümmern muß. Dann bekommt
man eine solche Strafe in Auftrag und hat mit
dem Verdienst dabei für eine Zeitlang aus-
gesorgt, ohne etwas riskiert zu haben.“

Unsere vielgepriesene Zivilisation.

„Wertwürdig,“ dachte Peachum, „wie die
komplizierten Geschäfte oft in ganz einfache,
seit urdenklichen Zeiten gebräuchliche Hand-
lungsweisen übergehen! Wirklich, nicht allzu
weit entfernt ist unsere so viel gepriesene Zivi-
lisation von der jener Zeiten, wo der Neander-



Inspiration



Erlaucht



Sum Wohl!

thaler seinen Feind mit der Steute nieder- schlagen mußte! Mit Verträgen und Regie- rungsstempeln fing es an, und am Ende war Mauthmord nötig! . . .

Madreath zu Polly: „Man darf nicht der Stimme des Hasses folgen, wenn Vermögens- werte auf dem Spiel stehen!“

Ein „Führer“ spricht.

Selbstgespräch Madreaths: „Man sagt mir, meine Leute beschwerten sich über meine Unent- schlossenheit. Aber wenn es darauf ankommt, habe ich noch immer meine Entschlußkraft ge- funden. Ich weiß besser als jeder andere: man muß durchgreifen, mitunter. Man muß über alles unterrichtet sein, was im Geschäft vorgeht, und man muß alles ausreifen lassen wie eine Eiterbeule. Und eines Tages muß man durchgreifen, plötzlich auf heiterem Himmel, wie der Blitz, als Chef. Die ganze Unmoral wird aufgedeckt, schonungslos. Alles erstarrt. Der Chef hat lange angesehen, aber dann hat er durchgegriffen. Er hat nicht seine Äl- te r e n K a m e r a d e n geschont, als er merkte, daß da etwas faul war. So ist er, man kann ihn nicht täuschen. . . .“

Siebenswürdigkeiten

Von Bernard Shaw.

Wenn du geküßt bist, machst du der Tochter eines einflussreichen Mannes den Hof; dann kannst du ruhig dumm sein und bringst es doch zu etwas.

In unserer Zeit muß man sich beeilen, einen Dummkopf auszulachen, — morgen ist er viel- leicht schon ein sehr einflussreicher Mann.

Man muß seine Vorzüge zu verbergen wissen, um vorwärts zu kommen.

Wie tief sinken viele, um zu steigen!

Die Moden haben mit den Gespenstern das eine gemeinsam, daß sie keinen Gebrauch machen von ihrem Tode und immer wieder- kehren.

Ich bin nicht mehr ganz jung, trage dies aber den Jüngeren nicht nach.

Ich bin immer sehr höflich gegen die Dumme- Köpfe: ich lebe ja von ihnen!

Obwohl er ein großer Geizhals war, unter- hielt sich doch alles auf seine Kosten.

Die Kälber sind so anmutige, kluge Ge- schöpfe: erst durch den schlechten Umgang mit den Menschen werden sie zu Ochsen.

Unrecht Gut gedeiht nicht — wenn es von Unfähigen verwaltet wird.

Man muß in homöopathischen Dosen ver- feinden, wenn man wirken will.

Mein Humor ist das Vermächtnis meiner Mutter — oh, wäre sie doch ohne Testament gestorben!

Wie die Hufe unter den Kleidungsstücken, ist unter den Tagesfragen die soziale Frage die unaussprechliche, die man in guter Gesell- schaft möglichst nicht bei ihrem wahren Namen nennen soll.

(Uebersetzen von Hans B. Wagen seil.)

Was mancher nicht weiß

Wenn auch die Urahnen der Insekten aus- gesprochen Meerestiere waren und heute noch verschiedene Insektenarten in ihren frühesten Entwicklungsstadien an das Wasser gebunden sind, gibt es doch nur eine Art, die ihr ganzes Leben weit ab vom Land auf hoher See zu- bringt. Dieses seltsame Insekt wurde von der Challenger-Expedition entdeckt und hat den wissenschaftlichen Namen Galobates, d. h. Wandler auf dem Meer, erhalten. Da es seine Eier auf hoher See nicht niederlegen kann, trägt es sie, bis die Jungen ausgeschlüpfen, mit sich am Leibe herum.

Bei der Konstruktion der Ballons, die die Stratosphärenflieger betreiben, um in die höhe- ren Luftschichten emporzusteigen, werden bes- onders leichte Metalle verwendet, um das Ge- wicht des Ballons möglichst zu verringern, ohne seine Widerstandskraft zu beeinträchtigen. Neuerdings bemüht man das sogenannte Dow- Metall. Jedes Kilogramm, das an Gewicht ein- gespart wird, gibt dem Ballon die Möglichkeit, zehn Meter höher hinaufzusteigen.

Der Widerstand des Menschen gegen elektri- sche Schläge ist unter verschiedenen Umständen verschieden. Zum Beispiel vermag ein elektrischer Schlag, der einen nüchternen Mann töten würde, einen Betrunknen nicht zu töten. Auch ein Schlafender wird nicht leicht durch einen elektrischen Schlag getötet. Kranke Menschen sind gewöhnlich sehr empfindlich gegen Elektri- zität, während man bei Idioten das Gegen- teil beobachtet hat.

Heiteres

Diese Zeit! Der mürrische Herr war während der Eisenbahnfahrt mit seinem Abteilgenossen, einem frohen und sorgenlosen Junggesellen, ins Gespräch gekommen. „Ja,“ sagte der Mürrische leutsend, „ich bin Vater von sechs Töchtern!“ — „Mein Gott,“ rief da sein Gegenüber voll Teilnahme, „da haben Sie ja sechs Mäuler zu stopfen!“ — Der Griesgram schüttelte den Kopf: „Was Sie denken! Zwölf! Sie sind ja alle verheiratet!“

Nach der Hochzeit. Sie: „Ganni sagt, du hast mich nur des Geldes wegen geheiratet!“ — Er: „Aber, Lieblich, glaube ihr doch nicht! Sie ist ja nur neidisch, daß ich sie nicht heiraten wollte, weil sie kein Geld hatte!“

Geschlagen. Ein Reizender mit einem be- sonders großen Mundwerk schnitt in einem Provinzialstübchen gewaltig auf. Man redete ge- rade von Vogelschenken. „Mein Vater hatte einst eine aufgestellt, vor der hatten die Sträßen solche Zurüst, daß sie sich das ganze Jahr über nicht auf das Feld wagten.“ Er dachte damit alles, was noch gesagt werden könnte, bereits übertrumpft zu haben. — Ein biederer Land- mann aber sagte ruhig: „Das ist nichts. Ein Nachbar von mir hatte eine Vogelschenke in seinem Kartoffelfeld, die erschreckte die Kräben derart, daß eine, die am Tage vor der Auf- stellung eine Kartoffel gestohlen hatte, sie schleunigst wieder zurückbrachte.“

Das Tischgebet. Der Lehrer fragt die Kin- der in der Religionsstunde, ob die Kinder zu Hause ein Tischgebet beten. Einige bejahen die Frage, andere schweigen. Der kleine Rudi hebt die Hand und sagt: „Mein Vater betet auch manchmal während dem Essen.“ — „Wie betet er denn, Rudi?“ fragt der Lehrer. — Er sagt: „Gott, ist das wieder ein Fraß!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 213.

Von Josef Hyna, Hostomitz.

Schwarz: Ka4, Da6, Tb6, Ld8. (4)



Weiß: Kd4, Ta1, b8, La2, a3, Sp7, Bc6. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an den Letter dieser Spalte einzusen- den.

Lösungszug zu Nr. 210: Th6—g6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge- nossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Haupt- mann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Hein- rich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schubert Josef, Bokau; Dinnebler Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hil- le Emil, Nixdorf; Ulbert Rudolf, Prosewitz; Mayer Heinrich, Blottendorf; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinaugezd; Kraus Gerhard, Turn; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Trltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau.

Partie Nr. 88.

Gespielt im Jubiläumsturnier 1933 im Arb.- Schachklub, Wien.

| | Weiß: Flgdor | Schwarz: Dr. Kriss |
|----|--------------|--------------------|
| 1. | c3—c4 | Sg8—f6 |
| 2. | gbl—c3 | e7—e6 |
| 3. | Sg1—f3 | d7—d5 |
| 4. | d2—d4 | Sb8—d7 |
| 5. | Sc1—f4 | Lf8—b4 |
| 6. | Dd1—e4 | Lb4×c3+ |

Das hatte noch Zeit. Der ganzen Partieanlage besser angepaßt wäre e7—c5! (7. Ld6, Db3!)

| | | |
|----|--------|---------|
| 7. | b2×e3 | c7—c6 |
| 8. | Sf3—d2 | Sd7—f5? |

Nach 0—0 behielt Weiß nur geringen Stel- lungsvorteil. Jetzt kommt das Fehlen des schwar- zen Königsbauers besonders kraß zur Geltung.

| | | |
|-----|--------|---------|
| 9. | c4—c5! | Sf8—g6 |
| 10. | Lf4—d6 | Sf6—d7? |

Anstatt mit Sg6—e7 die Rochade anzustre- ben, faßt der Nachziehende den fehlerhaften Plan e6—e5 zu spielen. Die sich daraus ergebende Oeffnung des Spieles kommt selbstredend nur dem Weißen zugute.

| | | |
|-----|--------|--------|
| 11. | e2—e4! | d5×e4 |
| 12. | Sd3×e4 | e6—e5 |
| 13. | Lf1—c4 | Dd8—h4 |
| 14. | Se4—e3 | e5×d4 |

Das Entgegenkommen von Schwarz läßt nichts zu wünschen übrig. Jetzt öffnet er auch noch die e-Linie!

| | | |
|-----|-------|------------------------------|
| 15. | c3×d4 | Sd7—f8 |
| 16. | 0—0 | DXd4? kostet die Dame Sf8—e6 |

Uebersteht den vernichtenden Gegenzug. Aber auf Ld7 wäre 17. Ta—b1 gefolgt.

| | | |
|-----|---------------------|--------|
| 17. | d4—d5! | Se6—d8 |
| 18. | Tf1—e1+ | Ke8—d7 |
| 19. | d5×c6+ | Sd8×c6 |
| 20. | Ta1—d1 und gewinnt. | |

Ein katastrophaler Zusammenbruch!

Anmerkungen von A. Gerschenkroa.